



Nummer 20.

Swinemünde, den 15. Januar 1927.

3. Jahrgang.

De Schipperfrau.

Slap, Kindjen, jöt,
 It weeg di mit de Jöt;
 Buten geit dat wille Haf,
 Dar weegt din Bader wul op und af:
 Slap, Kindjen, jöt.

Slap, Kind, und dröm
 Bun Bageln und gollne Böm!
 It hör de See de ganze Nacht,
 It sit und leng de ganze Dag:
 Slap, du Kind, und dröm.

Slap, du Engelsgesicht,
 He kumt gewis torügg,
 Un keem he nich, dat weer to swar,
 So seet und leng ik immerdar:
 Slap, du Engelsgesicht!

Klaus Groth.

Im Saal.

Von Theodor Storm.

Am Nachmittag war Kindtaufe gewesen; nun war es gegen Abend. Die Eltern des Täuflings saßen mit den Gästen im geräumigen Saal, unter ihnen die Großmutter des Mannes; die Andern waren ebenfalls nahe Verwandte, junge und alte, die Großmutter aber war ein ganzes Geschlecht älter als die ältesten von diesen. Das Kind war nach ihr „Barbara“ getauft worden; doch hatte es auch noch einen schöneren Namen erhalten, denn Barbara allein klang doch gar zu allfränkisch für das hübsche kleine Kind. Dennoch sollte es mit diesem Namen gerufen werden; so wollten es beide Eltern, wie viel auch die Freunde dagegen einzuwenden hatten. Die alte Großmutter aber erfuhr nichts davon, daß die Brauchbarkeit ihres langbewährten Namens in Zweifel gezogen war.

Der Prediger hatte nicht lange nach Verrichtung seines Amtes den Familienkreis sich selbst überlassen; nun wurden alte Liebe, oft erzählte Geschichten hervorgeholt und nicht zum letzten Male wieder erzählt. Sie kannten sich Alle; die Alten hatten die Jungen aufwachsen, die Ältesten die Alten grau werden sehen; von Allen wurden die anmutigsten und spaßhaftesten Kindergeschichten erzählt; wo kein Anderer sie wußte, da erzählte die Großmutter. Von ihr allein konnte

Niemand erzählen; ihre Kinderjahre lagen hinter der Geburt aller Andern; die außer ihr selbst etwas davon wissen konnten, hätten weit über jedes Menschenalter hinaus sein müssen. — Unter solchen Gesprächen war es abendlich geworden. Der Saal lag gegen Westen, ein roter Schimmer fiel durch die Fenster noch auf die Gipsrosen an den weißen, mit Stuckaturarbeit gezierten Wänden; dann verschwand auch der. Aus der Ferne konnte man ein dumpfes eintöniges Klauschen in der jetzt eingetretenen Stille vernehmen. Einige der Gäste horchten auf.

„Das ist das Meer,“ sagte die junge Frau.

„Ja,“ sagte die Großmutter, „ich habe es oft gehört; es ist schon lange so gewesen.“

Dann sprach wieder Niemand; draußen vor den Fenstern in dem schmalen Steinhof stand eine große Linde, und man hörte, wie die Sperlinge unter den Blättern zur Ruhe gingen. Der Hauswirt hatte die Hand seiner Frau gefaßt, die still an seiner Seite saß, und heftete die Augen an die krause altertümliche Gipsdecke.

„Was hast du?“ fragte ihn die Großmutter.

„Die Decke ist gerissen,“ sagte er, „die Simse sind auch gesunken. Der Saal wird alt, Großmutter, wir müssen ihn umbauen.“

„Der Saal ist noch nicht so alt,“ erwiderte sie, „ich weiß noch wohl, als er gebaut wurde.“

„Gebaut? Was war denn früher hier.“

„Früher?“ wiederholte die Großmutter; dann verstummte sie eine Weile und saß da wie ein lebloses Bild; ihre Augen sahen rückwärts in eine vergangene Zeit, ihre Gedanken waren bei den Schatten der Dinge, deren Wesen lange dahin war. Dann sagte sie: „Es ist achtzig Jahre her; dein Großvater und ich, wir haben es uns oft nachher erzählt — die Saaltür führte dazumal nicht in einen Hausraum, sondern aus dem Hause hinaus in einen kleinen Ziergarten; es ist aber nicht mehr dieselbe Tür, die alte hatte Glasscheiben, und man sah dadurch gerade in den Garten hinunter, wenn man zur Haustür hereintrat. Der Garten lag drei Stufen tiefer, die Treppe war an beiden Seiten mit buntem chinesischen Geländer versehen. Zwischen zwei von niedrigem Bug eingefassten Rabatten führte ein breiter, mit weißen Muscheln ausgestreuter Steig nach einer Lindenlaube, davor zwischen zweien Kirschbäumen hing eine Schaukel; zu beiden Seiten der Laube an der hohen Gartenmauer standen sorgfältig aufgebundene Aprikosensäulen. — Hier konnte man Sommers in der Mittagsstunde deinen Urgroßvater regelmäßig auf- und abgehen sehen, die Murkeln und holländischen Tulpen auf den Rabatten auspußend oder mit Baß an weiße Stäbchen bindend. Er war ein strenger, akkurater Mann mit militärischer Haltung, und seine schwarzen Augbrauen gaben ihm bei den weißgeputzten Haaren ein vornehmes Ansehen.“

„So war es einmal an einem Augustnachmittage, als dein Großvater die kleine Gartentreppe herab kam; aber dazumal war er noch weit vom Großvater entfernt. — Ich sehe noch vor meinen alten Augen, wie er mit schlankem Tritt auf deinen Urgroßvater zuing. Dann nahm er ein Schreiben aus einer sauber gestickten Brieftasche und überreichte es mit einer anmutigen Verbeugung. Er war ein feiner junger Mensch mit sanften freundlichen Augen, und der schwarze Haarbeutel saß angenehm bei den lebhaften Wangen und dem perlgrauen Tuchrocke ab. — Als dein Urgroßvater das Schreiben gelesen hatte, nickte er und schüttelte deinem Großvater die Hand. Er mußte ihm schon gut sein; denn er tat selten dergleichen. Dann wurde er ins Haus gerufen, und dein Großvater ging in den Garten hinaus.“

„In der Saaltür vor der Laube saß ein achtjähriges Mädchen; sie hatte ein Bilderbuch auf dem Schoß, worin sie eifrig las; die klaren goldnen Locken hingen ihr über das heiße Gesichtchen herab, der Sonnenschein lag brennend darauf.“

„Wie heißt du?“ fragte der junge Mann.

„Sie schüttelte das Haar zurück und sagte: Barbara.“

„Nimm dich in Acht, Barbara; deine Locken schmelzen ja in der Sonne.“

„Die Kleine fuhr mit der Hand über das heiße Haar, der junge Mann lächelte, — und es war ein sehr sanftes Lächeln. — „Es hat nicht Not,“ sagte er; „komm, wir wollen schaukeln.“

„Sie sprang heraus: Wart, ich muß erst mein Buch verwahren.“ Dann brachte sie es in die Laube. Als sie wiederkam, wollte er sie hineinheben. „Nein,“ sagte sie, „ich kann ganz allein.“ Dann stellte sie sich auf das Schaukelbrett und rief: „Nur zu!“ — Und nun zog dein Großvater, daß ihm der Haarbeutel bald rechts, bald links um die Schultern tanzte; die Schaukel mit dem kleinen Mädchen ging im Sonnenschein auf und nieder, die klaren Locken wehten ihr frei von den Schläfen. Und immer ging es ihr nicht hoch genug! Als aber die Schaukel rauschend in die Lindenzweige flog, fuhren die Bängel zu beiden Seiten aus den Spalieren, daß die überreifen Aprikosen auf die Erde herabrollten.“

„Was war das?“ fragte er und hielt die Schaukel an.

„Sie lachte, wie er so fragen könne. „Das war der Tritsch,“ sagte sie, „er ist sonst gar nicht so bange.“

„Er hob sie aus der Schaukel, und sie gingen zu den Spalieren; da lagen die dunkelgelben Früchte zwischen dem Gesträuch. „Dein Tritsch hat dich traktiert!“ sagte er. Sie schüttelte mit dem Kopf und legte eine schöne Aprikose in seine Hand. „Dich!“ sagte sie leise.“

„Nun kam dein Urgroßvater wieder in den Garten zurück. „Nehmt Er sich in Acht,“ sagte er lächelnd, „Er wird sie sonst nicht wieder los.“ Dann sprach er von Geschäftssachen, und Beide gingen ins Haus.“

„Am Abend durfte die kleine Barbara mit zu Tisch sitzen; der junge freundliche Mann hatte für sie gebeten. — So ganz, wie sie es gewünscht hatte, kam es freilich nicht; denn der Gast saß oben an ihres Vaters Seite; sie aber war nur noch

ein kleines Mädchen und mußte ganz unter bei dem allerjüngsten Schreiber sitzen. Darum war sie auch so bald mit dem Essen fertig; dann stand sie auf und schlich sich an den Stuhl ihres Vaters. Der aber sprach mit dem jungen Mann so eifrig über Conto und Disconto, daß dieser für die kleine Barbara gar keine Augen hatte. — Ja, ja, es ist achtzig Jahre her; aber die alte Großmutter denkt es noch wohl, wie die kleine Barbara damals recht sehr ungeduldig wurde und auf ihren guten Vater gar nicht zum Besten zu sprechen war. Die Uhr schlug zehn, und nun mußte sie gute Nacht sagen. Als sie zu deinem Großvater kam, fragte er sie: „Schaukeln wir morgen?“ und die kleine Barbara wurde wieder ganz vergnügt. — „Er ist ja ein alter Kindernarr, Er!“ sagte der Urgroßvater; aber eigentlich war er selbst recht unvernünftig in sein kleines Mädchen verliebt.“

„Am andern Tage gegen Abend reiste dein Großvater fort.“

„Dann gingen acht Jahre hin. Die kleine Barbara stand oft zur Winterzeit an der Glastür und hauchte die gefrorenen Scheiben an; dann sah sie durch das Guckloch in den beschneiten Garten hinab und dachte an den schönen Sommer, an die glänzenden Blätter und an den warmen Sonnenschein, an den Tritsch, der immer in den Spalieren nistete, und wie einmal die reifen Aprikosen zur Erde gerollt waren, und dann dachte sie an einen Sommertag und zuletzt immer nur an diesen einen Sommertag, wenn sie an den Sommer dachte. — So gingen die Jahre hin; die kleine Barbara war nun doppelt so alt und eigentlich gar nicht mehr die kleine Barbara; aber der eine Sommertag stand noch immer als ein heller Punkt in ihrer Erinnerung. — Dann war er endlich eines Tages wirklich wieder da.“

„Wer?“ fragte lächelnd der Enkel, „der Sommertag?“

„Ja,“ sagte die Großmutter, „ja, dein Großvater. Es war ein rechter Sommertag.“

„Und dann?“ fragte er wieder.

„Dann,“ sagte die Großmutter, „gab es ein Brautpaar, und die kleine Barbara wurde deine Großmutter, wie sie hier unter euch sitzt und die alten Geschichten erzählt. — So weit war's aber noch nicht. Erst gab es eine Hochzeit, und dazu ließ dein Urgroßvater den Saal bauen. Mit dem Garten und den Blumen war's nun wohl vorbei; es hatte aber nicht Not, er bekam bald lebendige Blumen zur Unterhaltung in seinen Mittagsstunden. Als der Saal fertig war, wurde die Hochzeit gehalten. Es war eine lustige Hochzeit, und die Gäste sprachen noch lange nachher davon. — Ihr, die ihr hier sitzt, und die jetzt allenthalben dabei sein müßt, ihr waret freilich nicht dabei; aber eure Väter und Großväter, eure Mütter und Großmütter, und das waren auch Leute, die ein Wort mitzusprechen wußten. Es war damals freilich noch eine stille, bescheidene Zeit; wir wollten noch nicht Alles besser wissen als die Majestäten und ihre Minister; und wer seine Nase in die Politik steckte, den hießen wir einen Kannegießer, und war's ein Schuster, so ließ man die Stiefeln bei seinem Nachbar machen. Die Dienstmädchen hießen noch alle Trine und Stine, und jeder trug den Rock nach seinem Stande. Jetzt trägt ihr sogar Schnurrbärte wie Junker und Kavaliere. Was wollt ihr denn? Wollt ihr Alle mit regieren?“

„Ja, Großmutter,“ sagte der Enkel.

„Und der Adel und die hohen Herrschaften, die doch dazu geboren sind? was soll aus denen werden?“

„O — — —“ sagte die junge Mutter und sah mit stolzen liebevollen Augen zu ihrem Mann hinauf.

Der lächelte und sagte: „Streichen, Großmutter; oder wir werden alle Freiherrn, ganz Deutschland mit Mann und Maus. Sonst seh ich keinen Rat.“

Die Großmutter erwiderte nichts darauf; sie sagte nur: „Auf meiner Hochzeit wurde nichts von Staatsgeschichten geredet; die Unterhaltung ging ihren ebenen Tritt, und wir waren ebenso vergnügt dabei als ihr in euren neumodischen Gesellschaften. Bei Tische wurden spaßhafte Rätsel aufgegeben und Geberreime gemacht, beim Dessert wurde gesungen, ‚Gesundheit, Herr Nachbar, das Gläschen ist leer‘ und alle die andern hübschen Lieder, die nun vergessen sind; dein Großvater mit seiner hellen Tenorstimme war immer herauszuhören. — Die Menschen waren damals noch höflicher gegen einander; das Disputieren und Schreien galt in einer feinen Gesellschaft für sehr unziemlich. — Nun, das ist Alles anders geworden; — aber dein Großvater war ein sanfter friedlicher Mann. Er ist schon lange nicht mehr auf dieser Welt;“

er ist mir weit vorausgegangen; es wird wohl Zeit, daß ich nachkomme."

Die Großmutter schweig einen Augenblick, und es sprach Niemand. Nur ihre Hände fühlte sie ergriffen; sie wollten sie Alle noch behalten. Ein friedliches Lächeln glitt über das alte liebe Gesicht; dann sah sie auf ihren Enkel und sagte: „Hier im Saal stand auch seine Leiche; du warst damals erst sechs Jahre alt und standest am Sarg zu weinen. Dein Vater war ein strenger rücksichtsloser Mann. Heule nicht, Junge," sagte er und hob dich auf den Arm. „Sieh her, so sieht ein braver Mann aus, wenn er gestorben ist." Dann wischte er sich heimlich selbst eine Thräne vom Gesicht. Er hatte immer eine große Verehrung für deinen Großvater gehabt. Jetzt sind sie Alle hinüber; — und heute hab ich hier im Saal meine Urepelken aus der Taufe gehoben, und ihr habt ihr den Namen eurer alten Großmutter gegeben. Möge der liebe Gott sie ebenso glücklich und zufrieden zu meinen Tagen kommen lassen!"

Die junge Mutter fiel vor der Großmutter auf die Knie und küßte ihre feinen Hände.

Der Enkel sagte: „Großmutter, wir wollen den alten Saal ganz umreißen und wieder einen Ziergarten pflanzen; die kleine Barbara ist auch wieder da. Die Frauen sagen ja, sie ist dein Ebenbild; sie soll wieder in der Schaufel sitzen, und die Sonne soll wieder auf goldene Kinderlocken scheinen; vielleicht kommt dann auch eines Sommernachmittags der Großvater wieder die kleine chinesische Treppe herab, vielleicht —"

Die Großmutter lächelte: „Du bist ein Phantast", sagte sie; „dein Großvater war es auch."

Im Konzert.

Wie träumend saß ich im gefüllten Saal —
Ganz stille war 's — nur eine Geige sang,
So seelenvoll, daß es im Ohr mir klang,
Als weint' ein Menschenherz in tiefster Qual.

Und ich hab hinter deinem Stuhl gefessen
Wie festgebannt; kaum hab ich mich geregt;
Die Stirne hatt' ich in die Hand gelegt
Und alles, alles um mich her vergessen.

Doch deine Nähe hat mich ganz durchflutet
Und meine Seele hielt dich heiß umschlungen,
Als hatt' die Geige dir mein Leid gesungen,
So hat ihr Klage lied mich angemutet.

Doch als das Geigen spiel verklungen lacht,
Da bist du stolz und kalt hinausgeschritten;
Fremd ist dein Blick an mir vorbeige glitten —
Und — ich schlich heimwärts durch die Winternacht.

L. H.

Ein vergessenes Grab.

Von Erich Scheil.

(Schluß.)

Man mag den Bericht Försters in den Einzelheiten für glaubwürdig halten oder nicht, es steht jedenfalls fest, daß der König bis an sein Lebensende reichlich von der Erlaubnis Gebrauch machte, bei der Ritz Trost und Unterhaltung zu suchen. Die Gräfin Boß erzählt, daß er fast jeden Abend bei seiner Freundin soupierte. Sie sei ihm unentbehrlich, und keine andere Neigung könne daran etwas ändern. Die unglückliche Königin hatte in die Verbindung ihres Gemahls mit Julie von Boß in der Hoffnung gewilligt, dadurch die gefürchtete Ritz zu beseitigen. Es sollte ihr nicht gelingen. Zunächst zwar war die bisherige Favoritin um ihren Einfluß in Sorge. An die Mutter schreibt sie: „Aber was wird aus mir? Ich muß den König wiederhaben, und sollte ich ihn aus den Armen der Proserpina reißen, solle ich ihn aus dem Mittelpunk der Hölle oder des Himmels hervorholen. Mein muß er sein, mein allein. Denke auf Mittel, Mutter, ich muß mir den Weg zum Herzen des Königs freimachen." Sie ließ Julie von Boß durch Spione überwachen, und es gelang ihr, den König weiter an sich zu fesseln. Die Gräfin Boß berichtet: „Die Enke tut ihr (Julie) tausend Herzeleid an und hat immer noch ganz denselben Einfluß wie früher auf den König." Das gleiche wiederholte sich später bei der Gräfin Dönhoff. Wilhelmine Ritz erreichte es sogar, die Gräfin zu verdrängen, und von nun an übte sie wieder den uneingeschränkten Einfluß auf den König aus. Diese Tatsache ist sicher ein Beweis dafür, daß sie eine kluge und geistreiche Frau gewesen sein

muß. (Sogar mit Lavater hat sie einen Briefwechsel geführt.) Sie glied in dieser Beziehung der Pompadour, die ebenfalls ihren königlichen Liebhaber weiter beherrschte, als dessen Neigungen schon längst zu ändern davongestatteret waren.

Schon seit Jahren hatte Madame Ritz dem König zu verstehen gegeben, daß sie einmal nach Italien reisen möchte. Im Jahre 1795 erfüllte er ihr diesen Wunsch. Ueberall in Italien trat sie mit fürstlichem Aufwand auf, gab große Feste, besuchte die Leuchten jener Zeit und machte Besichtigungen auf Gemälden und Altertümern. Da sie mit glänzenden Empfehlungsbriefen und reichen Geldmitteln ausgestattet war, wurde es ihr nicht schwer, Zutritt zu den ersten Häusern zu erlangen. Die Höfe der größeren und kleineren Fürsten Italiens wetteiferten um die Ehre, die königliche Freundin zu empfangen. Besonders die vornehme Männerwelt war von ihr entzückt. Nur der Hof von Neapel machte Schwierigkeiten, da sie eine Bürgerliche war. Ueber diese Demütigung schreibt sie an den König: „Ew. Majestät wissen sehr wohl, daß ich für meine Person auf die törichten Eitelkeiten der Hofetikette keinen Wert lege. Allein es bringt mich in eine schiefe Stellung, daß meine Kinder durch die Gnade Ew. Majestät in den Grafenstand erhoben sind, während ich immer noch dem einfachen Bürgerstande angehöre. Sie erinnern sich wohl, daß ich nie etwas für mich verlangt und nie daran gedacht habe, mir Vermögen zu erwerben. Ihr Wohlergehen war meine einzige Sorge. Ich bin nichts, gnädigster Herr, und habe dies jederzeit ohne Beschämung und Bedauern eingestanden. Es soll mein höchstes Glück sein, wenn ich Ew. Majestät zu dienen bis zu meinem letzten Seufzer gewürdigt werde."

Der König verstand den Wink der Freundin und erhob sie in den Grafenstand. Damals gelangten die der Familie von Knobelsdorff-Brenkenhoff bei Friedeberg (Neumark) gelegenen Güter Pichtenom, Rosowise und Breitenwerder (10 000 Morgen) zum Verkauf. Der König erwarb sie und schenkte sie als Grafischaft Pichtenau der Ritz und ihren Kindern. So war also aus der Madame Ritz eine Gräfin Pichtenau geworden, und nun konnte sie vom Hofe von Neapel empfangen werden. Auch in Berlin nahm sie jetzt an den gesellschaftlichen Veranstaltungen des Hofes teil. In ihrem Palais veranstaltete sie Opernabende und Bälle, zu denen der ganze Hof erschien. Ja, unter dem 15. Juni 1797 schreibt die Gräfin Boß sogar in ihr Tagebuch: „Wir aßen en famille bei der Königin, auch der König und ebenfalls die Pichtenau!"

Doch die Tage des Glanzes waren für die Gräfin Pichtenau gezählt. Der König war schon seit längerer Zeit kränklich, mehrfach suchte er in Begleitung seiner Freundin Vermont auf. Im Oktober 1797 verschlimmerte sich sein Zustand so sehr, daß man mit seinem Tode rechnen mußte. Die Gräfin pflegte ihn in Potsdam. Frau von Boß behauptet nun in ihren Memoiren, die Pichtenau dulde es nicht, daß Mitglieder der königlichen Familie zu dem Kranken kämen. Derartige Aeußerungen sind immerhin vorsichtig aufzunehmen; denn zwischen den beiden Frauen bestand eine grenzenlose Abneigung. Es läßt sich aus den Tagebuchblättern ebenso gut beweisen, daß die Angehörigen des Königs mehrmals am Krankenlager weilten. Friedrich Wilhelm war um das Schicksal seiner Freundin nach seinem Tode ernstlich besorgt. Er wußte, daß sie viele Feinde am Hofe hatte und daß ihr vor allem der Kronprinz nicht günstig gesonnen war. Er drang darum in sie, noch vor seinem Tode ihren Wohnsitz in England zu nehmen. Sie lehnte das mit den Worten ab: „Ich bliebe auch dann hier, wenn ich meine Tage im Kerker beschließen müßte." Mit seltener Aufopferung pflegte sie den König bis zum Tode, und ihr Bild ist trotz gegenwärtiger Aeußerungen der Gräfin Boß in diesen Tagen rein und klar. Selbst die Königin umarmte und küßte sie im Vorzimmer für die treue Ausdauer in der Pflege ihres sterbenden Gemahls. Der Kronprinz dagegen, der spätere Friedrich Wilhelm III., der auch dabei war, sagte kein Wort, sondern sah die Gräfin nur mit finsternen Blicken an.

Friedrich Wilhelm II. hatte in seinen Befürchtungen um das weitere Schicksal der Pichtenau nur zu recht gehabt. Als er kaum tot war, wurde ihre Wohnung abgesperrt. Man verwehrte ihr, zur Leiche des Königs zu eilen. Ein Oberst verkündete ihr im Namen des neuen Herrschers, daß sie Gefangene sei und sämtliche Schriftstücke herausgeben müsse. Drei Monate wurde sie nun in strenger Haft gehalten. Keiner von ihren früheren hochgestellten Schmeichlern trat jetzt für sie ein. Unglaubliche Dinge sagte man ihr nach. Sie sollte den königlichen Schatz bestohlen und sogar dem sterbenden König kostbare Ringe von den Fingern gezogen haben. Die Untersuchung übertrug Friedrich Wilhelm III. nicht den ordentlichen Gerichten, sondern einer besonders dazu eingefetzten Kommission. Ein Rechtsbeistand wurde der Gefangenen nicht gestattet. Die Kommission betrieb die Untersuchung mit großem Eifer, aber die Gräfin konnte alle Anklagen einwandfrei entkräften. Trotzdem wollte sie der neue König noch nicht freilassen. Er befahl vielmehr am 17. Februar 1798, „es sei sein Wille, daß sie die ihr von seinem Vater geschenkten Güter, ihre beiden Häuser in Berlin und Charlottenburg und jene 500 000 Taler, welche ihr sein Vater zur Sicherstellung ihrer Zukunft geschenkt habe, herauszugeben, da dies alles von dem hochseligen König durch Erpressung erlangt sei." Als Aufenthaltsort wurde ihr jetzt die Festung Glogau angewiesen, die sie bei Strafe nicht verlassen durfte. Durch einen Revers mußte sie sich außerdem noch verpflichten, sich weder mündlich noch schriftlich über ihren Prozeß oder über das königliche Haus zu äußern.

So vergingen mehr als vier Jahre. Der Haß Friedrich Wilhelms III. gegen die Gräfin Lichtenau hatte sich gemildert, und in einem Schreiben vom 24. April 1802 gestattete er ihr, sich mit einem Herrn von Holbein zu vermählen. „Ich habe mich von dem Grunde der zu Eurem Nachtheile verbreiteten Gerüchte überzeugt und hoffe, daß Ihr auch jetzt zu meiner Zufriedenheit Euch benehmen werdet“. Trohndem bekam sie ihre Güter zunächst nicht zurück. Die Ehe der Gräfin war aber unglücklich und wurde nach drei Jahren wieder geschieden. (Der Kämmerer Rix hatte schon gleich nach dem Tode Friedrich Wilhelms II. glaubhaft gemacht, daß seine Verbindung mit der Enke in der Form nicht rechtsgültig vollzogen sei. Er bekam die Genehmigung, sich mit einer Schauspielerin zu verheiraten.)

So kamen die Unglücksjahre Preußens heran. Das Regiment Friedrich Wilhelms II. hat sie sicher mit herausbeschwören helfen. Als im Jahre 1807 Friedrich Wilhelm III. sich bei Napoleon darüber beklagte, daß er ihm die Hälfte seines Landes wegnehmen wollte, da erwiderte dieser, er, der König, habe ja der Lichte n a u alle Güter weggenommen; das sei noch viel herzloser gewesen. Beim Friedensschluß setzte es Napoleon durch, daß die Gräfin ihre Güter zurück erhielt. Um dem Kaiser zu danken, unternahm sie 1812 eine Reise nach Paris. Dort wurde sie von ihm und seiner Gemahlin empfangen. Das war wohl das letzte Mal, daß sich die Doffentlichkeit mit ihr beschäftigte. Sie starb am 9. Juni 1820 zu Berlin und wurde in der Hedwigskirche (schräg hinter dem Staatlichen Opernhause) beigesetzt. Dort in den Katakomben ruht sie in einem einfachen Sarge. Wenn auf einem Schildchen nicht ihr Name stände, würde man ihr Grab heute nicht mehr finden. „So schön war sie, daß man Kopfschmerzen davon bekam,“ schreibt Rahel Lewin einmal. Einst war sie eine Persönlichkeit, mit der die Gewaltigen der Erde rechnen mußten. Nun ruht sie inmitten anderer schmuckloser Särge in einer dunklen Ecke der Kirchengruft . . . Auch ein vergessenes Leben, ein vergessenes Grab!

Die Grasschaft Lichtenau hatte die Gräfin nach der Rückgabe durch Friedrich Wilhelm III. zunächst verpachtet. 1814 übertrug sie ihrem Sohne, dem Kanonikus F. W. Rix, die Verwaltung. Während der Pacht- und Administrationszeit weilte sie mehrmals auf ihren Besitzungen. Als sie 1820 starb, wurde von ihr der Kanonikus als Erbe der Güter Lichtenow und Breitenwerder eingesetzt, da der erstgeborene Sohn, der Graf Alexander von der Mark, wie schon erwähnt, bereits als Kind gestorben war. Seitdem befindet sich die Herrschaft Lichtenow-Breitenwerder in ununterbrochener Erbfolge im Besitze seiner Nachkommen. Der jetzige Besitzer ist ein Urenkel des Kanonikus. Er war so liebenswürdig, mir Einzelheiten über seinen Urgroßvater und über die Güter mitzutheilen.

Friedrich Wilhelm III. bot später dem Kanonikus auch den Grafentitel an. Dieser lehnte ihn jedoch ab, einmal aus Groll über die seiner Mutter durch den König zugefügte Unbill, dann aber auch, weil sich seine Revenuen mit dieser Standeserhöhung nicht deckten. Seinem Sohne wurde dann der erbliche Adel verliehen.

Und wie kam der Kanonikus F. W. Rix nach Swinemünde? Sein Urenkel, Herr von Rix-Lichtenow, schreibt darüber folgendes: „Während der Choleraepidemie des Jahres 1837 befand sich mein Urgroßvater auf der Reise nach Kammin und wurde auf der Seefahrt über das Haß von der Krankheit erailt. Er starb in Swinemünde und mußte dort beerdigt werden.“

Nachschrift: Als ich vor einiger Zeit das Grab noch einmal aufsuchte, um die Inschrift zu vergleichen, entdeckte ich zu meinem Erstaunen, daß das Unkraut entfernt und der Platz sorgfältig geharkt war. Ich glaubte zunächst, der Urenkel des Kanonikus sei in den letzten Wochen in Swinemünde gewesen; denn er hatte mir geschrieben, daß er demnächst das Grab seines Urgroßvaters aufsuchen wollte. Ich bat den Friedhofsgärtner um Auskunft und erfuhr, daß meine Vermutung falsch war. Nach seinen Mitteilungen ist es nur dem schönen, alten Eisenkreuz zu verdanken, daß heute überhaupt noch die Stätte aufzufinden ist, wo F. W. Rix ruht; denn das Eigentumsrecht der Familie erlischt nach 40 Jahren, wenn es nicht erneuert wird. Das Kreuz war mithin ein treuer Wächter des Toten. Wer weiß, wer sonst schon seine letzte Ruhestätte eingenommen hätte. Aus eigenem Interesse hat nun der Gärtner den Platz gesäubert, um ihn später mit Heckenrosen zu bepflanzen. So ist also in mehrfacher Hinsicht das Grab jetzt der Vergessenheit entrisfen.

Buntes Allerlei aus Alt-Swinemünde.

1806—1869.

Es war so um 1850 herum. Harmlos und friedlich lugte unser kleines Swinemünde aus seinen Sanddünen heraus. Und doch tobten gar gewaltige und fast blutige Kämpfe manchmal in seinem Innern.

Seefoldaten und Pioniere konnten sich absolut garnicht vertragen. Und jede kleinste Meinungsverschiedenheit wurde freudig begrüßt. Gab sie doch willkommenen Anlaß zu frisch-fröhlichen Kämpfen. Und so war es auch diesmal wieder. Man kämpfte, und es ging hoch her! Schauptag: Kleiner Markt. Aber diesmal schritt schnell die Wache ein, denn sie war mittlerweile gewiß geworden. Dies in Parenthese: (Schon damals befand sich die Wache Ede

Neuestraße und Blücherstraße. Die Bismarckstraße gab es noch nicht; dort breiteten sich Wiesen und Kartoffelfelder aus; nur am Kirchhof zog sich ein hügeliger Weg entlang mit alten Bäumen eingesaumt.) Also die Wache führte die Uebeltäter ab. Aber wo war nur der eine, besonders mutige Kämpfer geblieben? Fort war er, und zwei ganze Tage und eine Nacht blieb er verschwunden! Schon munkelte und raunte man die graufigsten Dinge. Da plötzlich erschien unser Held! Aber wie sah er aus! Schwarz berußt! Und arg verhungert! Er war aus Furcht vor Strafe — denn er hatte schon viel auf seinem Kerbholz — in die Kl. Marktstraße entwich, über Zäune und Gärten geklüchtet, um schließlich im — Rauchfang im Gadebusch'schen Hause seine Zuflucht zu suchen. Und da sah er nun, bis ihn der Hunger heraus „gefeschert“ hat. Der Herr Amtsrat Gadebusch war höchlich erstaunt, als er von der eigenartigen Räucherware in seinem Kamin hörte. — — —

Vor mir liegt eine kleine bescheidene „Zeitung“. Sie ist 19 cm breit und 25 cm hoch, und es ist eine „Bade- und Fremdenliste“ von Swinemünde. Nr. 19 vom 10—11 August 1862. 2116 Badegäste verzeichnet diese kleine Liste. Da wäre z. B.

Kaufmann Herrmann nebst Familie, Frankfurt a. O., Logis: Kaufmann August Radmann.

Amtsrat Beyer, Stolzenburg, Logis: Kupferschmidt Köbiger.

Brigadeleutnant Kade, Danzig, Drei Kronen, Eytmeyer.

Kanzleirat Löwenthal, Brandenburg a. H., Logis: Kreisgerichtsrat Steindorff usw.

Es sind noch recht viele bekannte „Logis“ dabei. Lootsen, Kapitäne, auch eine „Gensd'armen Wittwe Krüger“. Auf der anderen Seite befinden sich vielerprechende Anzeigen. Da hätten wir gleich am Kopf des Blättchens die Theateranzeige:

Donnerstag den 14. Aug. zum 1. Male: „Italienische E-Streicher“ Poffe mit Gesang in 1 Akt von Salingré, Musik von Lang. Vorher zum 1. Male: „Das Tagebuch“ Lustspiel in 2 Akten von Bauernfeldt. Freitag den 15. Aug. zum Benefiz des Regisseurs Herrn Valentin zum 1. Male: „Der Störenfried“ Original Lustspiel in 5 Akten von Benedix.

Kaufmann Schöneberg hat auch eifrig seine Waren angeboten: Französ. seidene Herren-Hüte in neuester Façon.

Schwarzen Cachemir-Thybet, voll $\frac{1}{4}$ breit, zu Tüchern empfangt A. E. Schöneberg.

Eine sehr vielerprechende Anzeige ist folgende — man sieht auch damals pußte sich die Damenwelt gern und „geschmackvoll.“

„Für Damen.“
empfehle neue seidene Bänder, Blumen, Federn, Hüte, Häubchen, Neze, Fichus, Aermel, Kragen Stickereien, sowie alle Puß- und Manufaktur- und Mode-Waaren in geschmackvollen Mustern zu billigen Preisen.

J. E. Zimmermann, Markt- und Bollwerk-Ecke.

Und so sind noch manche amüsante Anzeigen. Da werden geschmackvoll gebundene Sträuße in allen Größen zur Korsofahrt von W. Lange Kunstgärtner in der Grenzstraße angeboten.

„Bernsteinwaaren“ ächter Meeresschaum, Muschelschäfen, Holzschäften mit Ansichten empfiehlt die Wittve Käfer den geehrten Herrschaften zur gefälligen Beachtung. Ihre Bude ist die „3.“ von der Königstraße Ecke.

Sogar gibt es einen:

Swinemünder Eisenbahn-Liqueur
à Flasche 7½ Sgr. (Inh. ½ Qt.)

Paul G. Miebrot.

W. Frißche zeigt gute schwarze Gallus Dinte an.

Bei A. B. Segelsdorff ist gänzlicher Ausverkauf. Und Th. Politzky verkauft alle Sorten Kähne zu Photographien; verleiht Stereoscopien und Stereogramme, und verfertigt täglich Photographien an, Bisttenartengröße à Dz. 3 Rtlr. Mich dünkt das ist garnicht so billig. — — —

Jetzt wollen wir uns einmal nach Ofternothhafen begeben. Da lag Ende der 60er Jahre am Quai vor dem Leuchtturm das kleine, zum Kieler Hafen gehörige Stationschiff „Thusnelde“. Am Bord befanden sich Prinz Adalbert von Preußen, Oberst Kade, der damals Kommandeur der Stambdivision der Flotte der Ostsee war, der Adjutant Lt. z. See Graf v. Reichenbach. Zu welchem Zweck das Schiff hier war, kann ich leider nicht sagen. Aber jedenfalls unternahmen die Herren einige Ausflüge. Und so fuhren sie auch einmal mit dem Wagen nach Heringsdorf. Als der Wagen das noch ganz dörfliche Ahlbeck durchfuhr, da stürzten aus Häusern und Höfen eine Rotte aufgeregter Hunde, verfolgten blaffend die Rutsche und vollführten einen Lärm, daß man sich kaum verständigen konnte. Da plötzlich — ich schickte voraus, daß der Prinz sehr groß und füllig war — erhebt sich der Prinz, dreht sich um, lehnt sich über den Fond des Wagens, und „brüllt“ mit mächtiger Stimme: „Nach Heringsdorf!“ Und — da geschah das Wunder — die Hunde beruhigten sich sofort, und trottelten ganz manierlich davon. Was es nun Schreck vor der gewaltigen Stimme, oder befriedigte Neugier? Jedenfalls war der Zweck erreicht. Der Prinz meinte lachend: „Man muß den verfolgten Hunden nur sein Ziel angeben, dann sind sie sofort beruhigt!“

Diese kleine lustige Episode hat uns Kindern später unendliches Vergnügen bereitet. Fuhren wir durch Ahlbeck, dann wartete man schon mit glühenden Backen auf den ersten blaffenden Dorfötter,

um sich dann aus dem Wagenschlag zu beugen, und mit wichtiger Miene ihm das Ziel zuzuschreiben.

Ich nehme an, es hat auch immer geholfen.

Mein alter Freund, der auch gerade in dieser Zeit auf den Docks in Osternothhafen arbeitete, erzählt, daß gerade zur Vesperzeit der Prinz erschien, um die Docks zu besichtigen. Beim Anblick der kräftigen „Stullen“ erklärte er schmunzelnd: „Solche dicken „Stullen“ hätte er doch noch nicht gesehen.“ —

Oft ging er hier ganz unerwartet an Bord des „Abler“. Dann war Maschinist Koch sehr begeistert. Denn Kgl. Hoheit war sehr für gutes Essen und Trinken, und dabei fiel auch immer etwas für die Mannschaft ab. Der Prinz schätzte aber das Schrubbern und Scheuern des Schiffes in aller Morgenfrühe nicht allzusehr. Er erschien einmal ganz unerwartet im „Nachtgewand“ auf Deck, und verbat sich den Värm.

Und nun eine sehr interessante Begebenheit. Ich glaube, wenige Swinemünder wissen darum, daß Blücher einemal eine Nacht hier geweilt hat. Von Lübeck kommend, fuhr er die Küste entlang und nach Stolp zu gehn. Und so passierte er auch unser Städtchen, und vielleicht durchfuhr er auch die Straße, die dann nach ihm benannt worden ist. Auf dem großen Markt, bei dem Mühlenmacher Klager hatte er Quartier genommen. Es ist das Haus, in dem sich jetzt das Seifengeschäft Nr. 6 befindet.

Großmutter Plöz, die 1775 geboren ist, hat es miterlebt. Es war wohl 1806 und 7 auch hier eine ziemlich wilde Zeit. Die Franzosen machten sich breit und benahmen sich gewiß recht unliebsam, denn die Swinemünder Mütter brachten ihre Mädels schleunigst fort. Auch Großmutter Plöz brachte das Töchterchen nach Belgien. Und als die Luft „klar“ war, kamen die Verbannten fröhlich nach Hause.

Möchte diese kleine Plauderei aus vergangenen und längst verklungenen Zeiten alte Swinemünder etwas aufmuntern, den vergrabenen Schatz ihrer Erinnerungen zu heben! **Ferida.**

Glück.

Habe lang vergebens ausgeschaut
Nach dem Glück, und niemals ist's gekommen;
Aber endlich, endlich hab' ich doch
Seinen leichten, lieben Schritt vernommen!

- Und es trat zu mir herein und war
Wie ein liebes Mädchen anzuschauen;
Golden floß um ihre Stirn das Haar,
Schelmisch blickt' sie unter lichten Brauen.
Zierlich das Figürchen, lieb und rund,
Wie von einem Meister ausgesonnen,
Und es lachte mir ihr roter Mund
Und entzündete mich zu tausend Wonnen.
- War ich sonst auch langsam und verträumt,
Wenn es galt, mein Schicksal zu gestalten,
Diesmal griff ich ohne Zaudern zu,
Hielt mein Glück und hab' es festgehalten.

Th. Endemann.

Goethe und der Kammerdiener Rix.

Friedrich Wilhelms II. Kammerdiener Rix war besonders dadurch in der Gunst seines Herrn gestiegen, daß er sich bereitfand, Wilhelmine Enke, des damaligen Kronprinzen Favoritin, zu heiraten. Von nun an lebte er ganz wie ein großer Herr. Der Kriegsrat von Cöln, ein Zeitgenosse, erzählt, daß seit dieser Zeit Rixens ganze Arbeit im Essen und Trinken, im Befehlen, im Sammeln eines Kapitals und im Nichtstun bestanden habe. Mit seinen Kumpanen feierte er förmliche Bachusfeste, bei denen edle Weine in Strömen flossen. Im Vollgefühl seiner Bedeutung hielt er sich nicht nur für einen unentbehrlichen Diener seines Herrn, sondern auch für ein Genie. Nur eines bedrückte ihn dabei: Er hatte gehört, daß Genies immer kränzlich und unscheinbar ausähen; er selbst war aber doch ein großer, stattlicher Mann. Diesen Zwiespalt in sich konnte er nicht überbrücken, bis der Anblick Goethes in Mannheim ihn überzeugte, daß körperliche und geistige Größe durchaus vereinbar sind. Goethe berichtet über diese sonderbare Begegnung folgendes: „An der langen, sehr besetzten Wirtschaftstafel sah ich an einem Ende, Rix an dem anderen, ein großer, wohlgebauter, breitschultriger Mann Mann, eine Gestalt, wie sie dem Leibdienen Friedrich Wilhelms II. ganz wohl geziemte. Er und seine Umgebung waren sehr laut gewesen und standen frohen Mutes von der Tafel auf. Ich sah Rix auf mich zukommen. Er begrüßte mich zutraulich, freute sich meiner langgewünschten, endlich gemachten Bekanntschaft, fügte einiges

Schmeichelhafte hinzu und sagte sodann, ich müsse ihm verzeihen. Er habe noch ein persönliches Interesse, mich zu sehen. Man habe gegen ihn bisher immer behauptet, schöne Geister und Leute von Genie müßten klein und hager, kränzlich und vermicdert aussehen, wie man ihm dergleichen Beispiele genug angeführt. Das habe ihn immer verdröffen. Er glaube doch auch nicht auf den Kopf gefallen zu sein, sei aber dabei gesund und stark und von tüchtigen Gliedmaßen. Aber nun freue er sich, an mir einen Mann zu finden, der doch auch nach etwas aussehe und den man deshalb nicht weniger für ein Genie gelten lasse. Er freue sich dessen und wünsche uns beiden lange Dauer solchen Behagens. E. Sch.

Sommernacht in Ohio . . .

Zerrissene Wolkensflocken jagen vor dem Monde; gespenstisch wie Scheinwerferlicht fällt ein Schleier von blaugrüner Bronze auf die Erde und ist nach ein paar Augenblicken von neuer Dunkelheit verschluckt.

Hier unten im Tale des Tuscarawas ist die Luft ganz still und schläft mit den Bäumen, Blumen und Gräsern, — nur der Fluß schleicht vorsichtig seinen Weg, glatt wie ein Spiegel, und nur ab und zu schürft er leise die wundervolle, schwere, feuchtwarme Luft, die im Tale liegt. — Dolce far „n'ent“. Die tropische Stimmung wirkt mit ihrer weichen Betäubung, bezaubernd wie Haschisch und ebenso gefährlich . . .

Aber es gibt noch stärkere Magnetberge: business is business — wir müssen uns losreißen — auf der Chaussee oben steht die treue „Hudson“, ist auch schon halb eingeschlafen, und blinzelt nur noch ein wenig aus einem roten und zwei kleinen gelben Augen. — Schade, daß wir sie stören müssen; hätte schon ein Recht, müde zu sein: 10 000 Kilometer in drei Monaten! — Also los! —

Auf einem schmalen Feldweg klettert der Kraftwagen den Berg hinauf; rechts und links steht das Gras übermannshoch, in voller Blüte; rings Gras, nichts als Gras und der schwarze Himmel darüber. — Durch einen Hohlweg geht es dann, noch einmal eine tüchtige Kletterpartie, und wir sind auf der Höhe. — Eine Kurve, und vor uns liegt die Hochebene, die sich endlos in die Nacht hinein verliert. — Ein leuchtend weißes Band streckt sich der „Highway“ vor uns in die Dunkelheit. Der Speedometer schnellst auf 80, 90, 120 Kilometer und in wilder Jagd frißt sich die Maschine in die Nacht. — Wie eine Wolke hüllt uns der Duft vom blühenden Gras ein; warm und feucht ist der Wind, und vom Duft von Millionen obn Blüten geschwängert. — —

C. N. D. Mann.

Nich so vörrilig.

Ne Geschicht ut 'n Låben. — Verteltt von R. Stropagel.

Tau dei Richters, dei nåben ehr strenges Amt of 'n warmes Hart fõr ehr Mitmischen harn, gehürte dei Amtsgerichtsrat v. B. Dei minschenfründliche Mann wier dorüm in sien' Kries sibr bekannt un beleiwet un würd' in allen Amtsfafen giern von dei Landlud upspõcht, wil hei mit ehr up plattdütsch verhandeln ded un af un tau of fõr 'n gauden Spaß tau hem' wier. Awer of in irste Sat hett sik mänigein 'n gauden Rat von em halt; so of eines Dags dei Buer Witt ut G., von den des' wöhr' Geschicht vertelln jall.

In dat Amtstimmer von Amtsgerichtsrat v. B., dei nu all lang unner den gråunen Rasen schlõpt, tråid eines Dags — dat wier anfang dei achtziger Johrn — 'n Buerpoor mit Dochder un Schwiegersåhn.

„Godn Dag of, Herr Amtsgerichtsrat.“

„Godn Dag of — ach, dat sünd Sei ja: — Buer Witt ut G. — Nah, wo geiht? — Wat bringen Sei? — Dat 's doch mindestens Sei Ehr Dochder — ne smude Deern — un dei dornåben dei Schwiegersåhn — wat?“

„Ja, Herr Amtsgerichtsrat, dat hem 'S richtig raden — dat 's mien Dochder un Schwiegersåhn. — Ja, wi kamen — wi wulln — ja, mien Mudders un id, wi wulln dei Rinner den Hoff verschriewen — wi hem' ja man dei ein' Dochder — un wat Wünschlichs kann ein' all Dag passiern,“ begünn Buer Witt sien' Befåuk intauleiden.

„So — so, also den Hoff wulln Sei de jungen Lüd verschriewen? — Ja, dat is ja of sibr schön. — Awer seggn Sei mal, mien leiw Witt, wo olt sünd Sei denn hüt? Un sünd

Sei nich mihr recht rüstig naug? Drex geiht dat Muddern schlicht?

„D, Herr Amtsgerichtsrat — ick un nich rüstig? Sa riet noch Böm ut dei Ird, wenn 't up ankümmt. Mit mien sößtig Johr säuhl ick mi noch jung. — Na, un mien Mudders, dei dangt noch 'n Schottischen dat 't so jucht! — Nee, frank sünd wi all Beid' nich. — Awer mien Schwiegerfahn — ick mein', dei beiden jungen Lüd, — willn doch ehr Kiel för sik allein hem', un dor hem' wi uns entschlaten, up 't Ollendeil tau gahn un dei Wirtschaft dei Beiden tau verschriewen.“

„So — so!“ keem dat wedder von den Amtsgerichtsrat taurügg. — Sei sünnt irst 'n Ogenblick nah, keef sik donn scharp den Schwiegerfahn un dei Dochder an un begünn wedder:

„Also up dat Ollendeil willn Sei Beid all gahn? — Hem' Sei sit dei Sak of orendlich äwerleggt?“

„Awerleggt? — Ja, wi hem' dor hen un her äwer redt — Mudders wull ja of irst nich so recht — äwer dei Rinner willn dat doch giern so hem' — na, un ick kann denn of nich nee seggn — un so sünd wi uns denn nu flor worden.“

Herr v. B. keef dei beiden jungen Lüd wedder verstahten an un säd denn tau den Ollen: „Weiten Sei of, Buer Witt, dat Sei nah dei Verschriewung nich mihr Herr up den Hoff sünd? Weiten Sei of, dat dei Schwiegerfahn Jug beiden Ollen ut dei Stum ruterjagen kann, wenn em dei Besäuf nich paßt, un dat Ji sien Upsöderung folgen möten? — Kut ut dei Stum, wo Ji 'n Minschenoller taubröcht hem' un wo Ji bether Herr west sünd — weit Ji dat of? — Hem' Ji of all doran dacht?“

„Dei Amtsgerichtsrat har sien Stimm haben un leet dei Ogen von ein' tum annern gahn.“

„Dei beiden ollen Witt's keeken sik ganz verführt un beträden an un dei jungen Lüd harn rode Köpp frägen.“

„Oh, Herr Amtsgerichtsrat,“ begünn nu Mudder Wittsch un läd' sik bannig in 't Geschirr, „nee — dat deiht mien Schwiegerfahn nich — nee, nee — dat leet mien Dochder gornich tau — mien Schwiegerfahn —“

„mag 'n ganz düchtigen Kirl sien,“ unnerbröf ehr dei Amtsgerichtsrat un richt' sik in 'n Stauhl hoch. „Awer dei Fall i a n n passiern, Mudder Wittsch. Na, un wenn dei Striet nu dor is un Sei war'n tau Middag raupen, denn is dor dei irste Scheid'wand tüschen old un jung an' Disch. Denn wörgt Ji beiden Ollen Jug dat Eten sig herunner — an Jugen Disch, wo Ji so manche schöne Stunn verlewet hewt. Un morgen — morgen bliewt Ji ganz weg — denn ward Jug dat Eten bröcht — sotausseggen dörch ne Luf schaben — as in 't Gefängnis — un an Jug beiden Ollen frett denn dei Arger un dei Gram un Ji seht Jug in dei Ogen un dorin steiht: O harn wi doch noch unsen Hoff — worüm sünd wi so vörlig west!“

„Des' Räd' von den Herrn Amtsgerichtsrat v. B. har bi dei beiden Ollen bannig inschlagen. Buer Wittsch flackeren dei Ogen in den Kopp, sei störr den Ollen an, dei ganz düsig vör sik dalkeef, un stufert em tau: „Ja, Badding, kamen kann 't so — un dorför schuddert mi of — äwer Eining kann doch blots den Hoff kriegen.“

„Sei sall em ja of hem!“ reep hier dei Amtsgerichtsrat dortwischen, dei dat Twiesgespräch woll hört har, „äwer wenn ick Jug beiden Ollen raden kann, denn verschriewt dei Jungen den Hoff mit dei Bedingung, dat sei irst as vulle Herrn inträden, wenn Ji dod sünd — dat Ollendeil is immer bitter. — So bliewt Ji Herr up Jug Schöul bet an Jug seelig Enn' un brukt kein Rinnerbrod tau eten. — Awerleggt Jug dat — gahnt man all dor in dei annere Stum, beredt Jug, un denn kamt wedder.“

„Dat möten sei denn of. Un dat duerte of gor nich lang, donn kemen dei beiden Ollen wedder an den Richterdisch.“

„Ehr' Würd, Herr Amtsgerichtsrat,“ begünn taurist Buer Witt, „hem' uns ne Bind' von dei Ogen räten. — Ja, Herr Amtsgerichtsrat, Sei hem' recht — sihr recht. Mien Mudders un ick, wi sünd uns nu einig. Dei Awerleggt von uns' Wirtschaft sall irst nah unsen Dod geschehn, un —“

„Awer so lat mi doch of eis räden,“ unnerbröf Wittsch den Ollen, schön em bi Sied, un denn, tau den Amtsgerichtsrat gemend't, säd sei tau em: „Wi hem' uns nu einigt. Mien Eining is ja 'n vernünftig Frugensmensch, na, un uns' Schwiegerfahn ward sik woll of dormit affinn'. Wi hem' uns dat nu so äwerleggt: So lang as wi beiden Ollen läben, behölln wi den Hoff. Starwt ein' von uns, so sall dei Awerläbende dormit maken wat em gaud dünt. Entwedder hei behöllt em wirer, oder hei verschriewt em Eining ganz. Un

nu, Herr Amtsgerichtsrat, segg ick Sei of dei schön Dant von den gauden Rat, — un wenn ick 't seggen sall: mi wier dei Sak gliet nich so recht in' Floren.“ Un dormit drückten dei beiden Ollen Herrn v. B. ümsichtig dei Hand.

„Dei Verschriewung würd denn nu up des' Ort vörnahmen un wier bald gedahn.“

„Wenn Sei mol wedder up Jagd gahn in G., Herr Amtsgerichtsrat, denn sihrn 'S of mol bi uns an,“ nödigt Buer Wittsch noch bi 'n Rutgahn, wat denn of von Herrn v. B. verspraken würd.

„Dei ollen Witt's hem' denn of noch so 'n düzend Johr den Hoff bewirtschaft' un sik immer wedder freugt, dat sei den Rat von den mingschensründlichen Amtsgerichtsrat besolgt harn. Donn stürw Buer Witt, un nu bestörnten dei jungen Lüd wedder dei oll Fru mit dei Verschriewung.“

„Ja, sei wier dor nu mit inverstaht. — Dei negste Gang wier nah dat Amtsgericht. Awer dor seet nich mihr dei gaudmäudige Herr v. B., dei intwischen verstorben wier, sonnern 'n jungen forschen Nahfolger, dei de Buern fort asfarigen ded un of kein plattbütsch schnacken künn.“

„Als dei oll Fru dei Fedder taur Unnerschriwt ansetzen ded, tägert sei 'n Ogenblick, un vör ehr Ogen stünn dat Bild von dormols. Sei seeg düblich den Herrn v. B. dor sitten, hört sien' äwertügende Stimm, un beläwt den Besäuf von dormols tum zweiten Mal. Dat wier ehr doch, as wenn Herr v. B. ehr tauraupen ded: Nich unnerschriewen — nich unnerschriewen, Mudder Wittsch! — Doch dor wier 't äwer all geschehn — nu güng 't up dat Ollendeil! . . .“

★

„Dei jung Fru har all twei Rinner up den Kirchhoff; dat brüdd würd nu geburn: 'n drallen Jung. Awer dei Mudder krankt von dor an, un as dat Fröhjohr wedder in 't Land keem, drögen sei Eine Witt of dörch dat schwarze Dur. —“

„Mudder Wittsch har nu wedder tau scharwarken; äwer dat jüll nich lang duern, donn keem wedder ne jung Fru in 't Hus. Dei oll Fru künn sik mit des' äwer gornich stellen un dacht mit Bidderniß an dei Verschriewung. So keem dat denn, dat sei den Hoff äwerhaupt nich mihr beträden un ehr Ollendeilsstuw kum verlaten ded.“

„Dor keem eines Dags wedder ne Unglückspost: dei Schwiegerfahn har sik ne Blandvergiftung tautreckt un wier in vieruntwintig Stunn' 'n doben Mann.“

„Dei niege Schwiegerdochter har dat mit dei Heuraten äwer bannig hild, un — as man so seggt —, dei Lief wier noch nich ganz kolt worn, donn treckt dei niege Herr all up den Witt'schen Hoff.“

„Nu begünn för dei oll Fru in 't Ollendeil ne Leidenstied, as sei kum harter dacht warden künn. Dei frömden jungen Lüd — dörch Einings lütten Jungen as rechtmäßige Besitters schükt —, kümmeren sik fast gornich um dat Ollendeil un sien Bewahnerin. Wull sei sik mal nah den Enkel ümseihn, denn würd sei forterhand ut dei Stum ruterjagt. Dei Ollendeilskost wier schlecht un blew tau Tieden ganz ut, sodat dei oll Fru tum Schnurrbüdel griepen müßt un dormit von ein Dörr in 't anner wannerte.“

„Un donn keem dat Enn': Eines Dags bi Winterdag sünnt' man Mudder Wittsch up dei Landstrat: Verfroren un verhungert! . . .“

Berühmte Männer in Briefen.

Gottfried Keller an Theodor Storm.

Zürich, 12. August 1881.

Auf dieser Sommerhöhe kann ich nicht länger zögern, Ihren reichlichen Brief vom letzten April zu erwidern, obgleich ich immer noch nichts Neues erlebt habe; denn die famose Novität eines Kometenweines ist zwar in Aussicht, aber noch nicht perfekt. Desto lebhafter denke ich bei der gegenwärtigen Hitze öfter an Sie, wie Sie in Ihrem neuen Besitztum walten und für die jüngsten Anpflanzungen um genügendes Getränke besorgt sind, auch das nördliche Fenster Ihres Arbeitszimmers dem Luftzuge öffnen. Mit diesem Fenster samt seinem Ausblick, sowie mit dem ganzen resedagrünen Raume habe ich gleich sympathisiert; philiströse Naturen wollen stets die Sonne in der Stube haben, während es sich so gedankenhell und ruhig weilen läßt, wenn man im klaren Schatten sitzt und der Sonnenschein draußen auf dem Lande liegt.

Ihr getreulichster Bericht über den anthologischen Haser-
mann hat mich beruhigt. Als derselbe mir unter die Nase
rieb, die namhaftesten und besten Dichter hätten ihre eifrige
Teilnahme bewiesen, schrieb ich ihm, das sei wohl möglich,
da eben die besten bald nichts mehr abzuschlagen vermöchten
als das Wasser. [Haser = Venenarius. Der fünf- und
zwanzigjährige, später durch seine Zeitschrift „Der Kunst-
wart“ bekanntgewordene sächsische Schriftsteller Ferdinand
Venenarius gab 1882 eine Anthologie Deutsche Lyrik der
Gegenwart heraus.]

*

Zürich, 29. Dezember 1881.

Was Sie mir als Menschenmangel anmerken wollten, ver-
stehe ich nicht recht. Ich lebe gesellschaftlich mit allerlei Leuten
alten und neueren Datums. Das sogenannte Handwerk
allerdings vermeide ich, wenn es nicht mit der erforderlichen
einfachen und logalen Menschennatur verbunden ist. So war
ich in Verlegenheit, mit welcher der gelehrten und unge-
lehrten Gesellschaften Zürichs ich den üblichen Neujahrs-
schmaus einnehmen wolle, und habe mich für das Artillerie-
kollegium entschieden, jene zweihundertjährige Gesellschaft,
die im Eingang der „Zürcher Novellen“ geschildert ist und
mich dafür zu ihrem Ehrenmitglied ernannt hat. Ich habe
auch schon zweimal im Juni mit den Herren aus Mörsern
(Kruppschen) nach der Scheibe geschossen und ein paar gute
Schüsse abgegeben, die man mir natürlich gerichtet hat. Da
werde ich am 2. Januar, dem Berchtolstage, der ein uralter
Freudentag hier ist, mitten unter alten und jungen Artillerie-
offizieren sitzen und Rheinwein aus silbernen Pokalen
trinken. Heut abend soll ich zu einer großen Viedertafel
gehen, die ihren vierzigjährigen Bestand feiert! und so ist
immer was los, wenn man Lust hat.

*

30. Dezember.

Ich war gestern dort und habe gesehen, wie dreihundert
Leute sich während einiger Stunden selbst rühmten, wenn
auch nur in Gestalt eines Kollektivbegriffes; das ist aber am
Ende eine allgemeine Menschentugend.

Ferdinand Meyer, von dem Sie schreiben, ist allerdings
ein Züricher. Er wohnt eine Stunde weiter aufwärts am
See und ist 56 Jahre alt, hat vor wenigen Jahren erst ge-
heiratet und ist für mich zum persönlichen Verkehr nicht
geeignet. . . Meyers Bedeutung liegt in seinen lyrischen
und halb epischen Gedichten. Wenn er sie einmal sammelt,
so wird es wahrscheinlich das formal schönste Gedichtbuch
sein, das seit Dezennien erschienen ist.

Buntes Allerlei aus Japan.

Von Lotte Fleck.

3. Kurumaya.

„Kuruma arimaska?“ Schreiend und wild gestikulierend stürmte
ein Kubel Rikschakulis mit ihren Wagen auf mich zu, mich eng be-
drängend von allen Seiten, sodaß ich nicht vor- noch rückwärts
konnte. Was wollten sie von mir? - Ich war erst acht Tage in
Japan, kannte die Sprache noch nicht. Die grinsenden, zähnel-
schenden, gelbbraunen Gesellen waren so zudringlich, dazu däm-
merte es schon stark, und bis zur völligen Dunkelheit dauert es im
fernen Osten nicht lange.

Die Situation fing an, etwas ungemütlich zu werden, so allein
im fremden Land auf der Straße zu stehen, noch dazu verirrt.
Aber wenn man in die weite Welt geht, darf man sich durch nichts
„unterkriegen“ lassen. So schüttelte ich also nach einiger Ueber-
legung ganz energisch den Kopf, in der Hoffnung, daß dies die
richtige Antwort wäre, und siehe da, der Kreis lockerte sich, mit
tiefsten Verbeugungen ließ man von mir ab, der Schwarm stob
davon.

Doch meine Lage besserte sich dadurch nicht, ich wußte ja den
Weg nicht nach Hause. Aus den mit Läden verschlossenen Bissen
des Europäerviertels schimmerte kein Licht. Nach geraumer Zeit
erlöste mich endlich eine zu Fuß daherkommende Engländerin,
nahm mich mit nach ihrem Hause, und gab mir ihre Ama-san
(Dienerin) zur Begleitung. Dies kleine Intermezzo war mit
eine Warnung, zuerst die Landessprache zu erlernen, vor allen
Dingen meine Hausnummer, „Haku sti-ju kuban“, hundertneunund-
siebzig.

In ganz Ostasien findet man diese Kurumas oder Rikschas,
Mannkraftwagen; der Ausländer hat sich so an dieses eigenartige
Beförderungsmittel gewöhnt, daß er es, ebenso wie die vornehmen
Eingeborenen, ständig benutzt und selten zu Fuß geht. Es ist ja
auch so billig, für 15 Sen = 30 Pfennig, läuft der Kurumaya
eine halbe Stunde lang. Der Japaner rechnet den Kuli noch nicht

als Vollmensch, und wenn er vor einem hertrabte, mit dem Kopfe
nickend, hat er wirklich etwas Tierähnliches an sich. Jedoch auch
unter ihnen gibt es Ausnahmen.

Wenn ich ausfahren will trippelt meine kleine Ama-san vor die
Gartentüre, klatscht in die Hände und ruft: „Kurumaya, hayaku,
hayaku“ (schnell, schnell). Dicht bei meiner Wohnung ist ein Stand,
wie an jeder Straßenecke, wo die Kulis auf ihren Wägelchen hocken
und auf Kunden warten. Eine äußerst primitive Holzunterkuntz-
hütte schützt sie bei großem Unwetter, eine Hand voll Reis ab und
zu ist ihre Nahrung.

Zu meinem ständigen Kurumayas gehörte er der „alte“, und der
„hübsche“; zu einem unangenehmen Erlebnis hat mir der „ein-
äugige“ verholten. Wenn ich Staat machen will, Visiten oder spa-
zieren fahren, klatscht Satura-san den „hübschen“ herbei. Er grinst
nicht so blöde, wie die andern, hat ein wohlgebildetes Gesicht mit
einer richtigen Nase! Denn bei den echten Kulisucht man
manchmal vergebens danach, der Nasenrücken fehlt gänzlich. Aber
mein junger Kuli hat eine gerade Nase, auch nicht so furchtbar ge-
schlichte Augen, eine kräftige, über mittelgroße Figur, starke, mus-
kulöse Beine, die schnell und ausdauernd laufen können, und ist
immer peinlichst sauber dunkelblau gekleidet. Um dieser vielen
Vorzüge wegen haben Satura-san und ich ihm den Beinamen
„der hübsche“ gegeben, und holt sie ihn mit Vorliebe.

Hei, wie kommt er angelaufen, er fährt die gut zahlende Ok-san
(Gnädige) gern. Tief verbeugt er sich, lächelt mit freudlichst offe-
nem Blick, ich springe in sein sauberes Wägelchen, Satura-san gibt
der Riksha noch einen liebevollen Stoß, damit wir gleich in ein
rasches Tempo kommen. Dienend und winkend bleibt sie noch vor
der Türe stehen, so lange sie mich sehen kann.

Unterhalb der hundert Steinstufen, die vom Europäerviertel,
dem Fluss, abwärts führen in die japanische Stadt, ist auch ein
Rikschastand, zu dessen Kunden ich zähle. Sie kennen mich genau,
wissen, daß ich von der japanischen Regierung angestellt bin, also
keine Weltreisende, die bald wieder abreist. Sie bedienen mich des-
halb besonders höflich und ehrerbietig. Sie wissen auch, daß die
Ok-san es immer sehr eilig hat, wenn sie die hohe Steintreppe in
schnellem Lauf herunterkommt, um zur „Station“ nach Tokio zu
fahren. Von halber Höhe herab rufe ich schon: „Kurumaya, hallo!“
Sie springen auf, einer schiebt seine Riksha dicht an die Treppe,
damit ich gleich von der letzten Stufe hereintreten kann. Er wickelt
mich noch vorsorglich ein, im Sommer mit einer leichten Staub-
decke, im Winter mit einer dicken wollenen, die er vorher sich an
den Magen gehalten hat, um sie schön anzuwärmen! Alle begrüßen
mich mit einem freundlichen „Ohayo“ (Guten Morgen) und geben
durch ein kräftiges Nachschieben der Riksha den gehörigen
Schwung, dann heißt's „hayaku, hayaku“, damit der Eisenbahnzug
erreicht wird.

Zum Rikschastand an den „hundert Stufen“ gehört auch der
„Alte“. Weil er so besonders devot und dienstwillig ist, fahre
ich oft mit ihm, wenn ich keine Eile habe. Sein ausgemergelter
Körper scheint nur noch aus Haut und Knochen zu bestehen, und
ihn zum Schnelllaufen anzuspornen, wäre nicht menschenfreund-
lich. Doch wenn ich mit gefülltem Geldbeutel Einkäufe machen will,
dann ist er der passende Begleiter. Stundenlang kann er sich vor
den Seidenläden ausruhen, wenn die Ladeneinhaber mit einem
halben Duzend Gehrlingen das Unterste nach oben kehren, um der
Europäerin das Verlockendste und Schönste herauszusuchen, was
sein Lager aufzuweisen hat. Die Wahl wird immer schwer, unter
der Pracht der seidenen Kimonos und Blusen sich zu entscheiden.
Dann beginnt erst das Feilschen und Handeln, solange kann der
„Alte“ vor der Türe ein Nickerchen machen.

Schließlich ist der Geldvorrat erschöpft, ein drolliger, pausbäcki-
ger Boy bringt das große Paket mit allerhand seidenen Herrlich-
keiten an mein Wägelchen. Im gemüthlichen Zuckeltrab läuft der
„Alte“ seinem Standort zu, denn ich erlaube niemals, daß er mich
den Berg zu meiner Wohnung auf dem Bluff heraufzieht, das
wäre für seine alten Glieder zu schwer. Doch zu Fuß die Daitan-
zaka heraufzugehen, vermeide ich möglichst, denn im Staub dieser
Straße liegen meist Leprafranke und Aussäzige, die mit erhobenen
Armen vorneüber fallen, unaufhörlich um Almosen stehend.
„Anata Ok-san“ rufen sie einem jammernd entgegen, wenn man
den Berg heraufkommt. Nur im großen Bogen gehe ich, Geld hin-
werfend, an ihnen vorbei, die schreckliche Krankheit hat sie zu
grausig entstellt.

Mein alter Kurumaya setzt mich also unterhalb des Teehauses
zu den „hundert Stufen“ ab, ich belohne ihn reichlich, wofür er
übers ganze zerknitterte Gesicht freundlichst grinst, tiefste Verbeu-
gungen macht, meine neuerworbenen Schätze ergreift, und wie ein
Wiesel damit die hundert hohen Steinstufen heraufläuft nach
meinem Hause.

Nicht alle Kurumayas sind so vertrauenswürdig, wie der „Alte“
und der „hübsche“. Der „Einäugige“ von meinem nächsten Stand
ist ein ganz jähzorniger, wüster Geselle, den Satura-san niemals
bringen darf. Eines Tages war er nur zum Photographieren ge-
holt worden, der Lohn einer halbtägigen Fahrt reichlich genug
dafür. Doch er nimmt die Kupfermünzen, wirft sie laut schimpfend
und tobend in den Hausflur, daß das Geld in alle Ecken springt,
und läuft wütend davon. Da war guter Rat teuer. Seine Forde-
rung war unverschämte hoch, aber er mußte versöhnt werden, denn
es passiert nicht selten, daß Kulis Rache nehmen. Ein beliebter
Trick ist, plötzlich zu stoppen, der Inasse fliegt heraus, und zer-

schlägt sich meist schwer Gesicht und Arme. So wurde er denn nach einigen Tagen mit einem dreifachen Lohn zufriedengestellt, ich hütete mich aber wohl, mit ihm zu fahren, bis ich mich eines Tages im Hafenviertel am Bund in eine Ritscha setze, ohne mir den Führer anzusehen. Blökölich erkenne ich den „Einäugigen!“ Nun heißt es, auf der Hut zu sein, sich an den Seitenlehnen festhalten, damit man nicht herausfliegen kann. Doch alles geht gut. Zur Vorsicht steige ich aber weit vor meiner Bohnung aus.

Ein nächstliches Erlebnis hätte gefährlicher ausfallen können. Nach einer Festlichkeit im Deutschen Klub fährt mich ein wildfremder Kuli aus der unteren Stadt, dem „settlement“, durch stockdunkle Nacht heimwärts. Sein langer, heller Lampion am Wagen ist die einzige Beleuchtung ringsum.

Vor der Haustüre angelangt, fordert er eine hohe Summe, die ich nicht bei mir habe. Nur durch blitzschnelles Ueberlegen und Handeln kam ich aus dieser unangenehmen Situation. Ich bedeutete ihm, mit seiner Laterne das Schlüsselloch zu beleuchten, hatte es aber im Dunkeln schon gefunden. Im selben Augenblick, wie er sich umdreht, die Laterne vom Wagen abzunehmen, bin ich auch schon in der Tür, verschleße und verriegele sie. Doch schon fängt der Kuli an zu wüten, zu toben und zu schreien, die Glasscheiben der Veranda mit Fäusten bearbeitend. Im Dunkeln schleiche ich in meine Wohnung, schließe die schweren Türen nach der Veranda, und bin in Sicherheit. Draußen tobt noch die halbe Nacht hindurch der wilde Kurumaya.

Besonderes Vergnügen macht es mir immer, mit der „Elektrischen“ um die Wette zu fahren. Nach getaner Arbeit aus Tokio kommend, frisch es die ermüdeten Lebensgeister angenehm auf. Wenn in Yokohama „station“ die Kurumayas ihre Wagen anbieten, suche ich mir den jüngsten, mit den stärksten Beinen aus. Wenn zwei konkurrieren, knobeln sie es untereinander aus, machen Sokuspokus mit ihren Stirntüchern, und einigen sich friedlich. Dann geht's, wie der Wind, hinter der „Elektrischen“ her. Die schöne breite Bahnhofstraße, Bentendori, eignet sich vorzüglich zum Wettlauf. Mit seiner leichten Last läuft der Kurumaya in langgestrecktem, schnellstem Tempo dahin. Das Wettrennen macht auch ihm sichtlich riesigen Spaß. Immer mehr holen wir auf, bis wir sie erreicht haben und pfeilgeschwind darüber hinwegsaufen.

Wenn deutsche Globetrotter nach Tokio und Yokohama kommen, die die japanische Sprache nicht beherrschen, gibt man ihnen einige Ratsschläge, wie sie sich mit deutschen Worten verständigen können. „Eierkuchen, Eierkuchen“, rasch gesprochen, erfüllt denselben Zweck und klingt sehr ähnlich wie „hayaku, hayaku!“ Wenn man den Hügel zum Europäerviertel herauffahren will, — die Daikanzaka oder Iijozaka —, muß man einen Nachschieber, — hatochi — nehmen. Der Globetrotter ruft nach Anweisung: „Anton schieb!“ Und erreicht prompt die gewünschte Wirkung.

Das bequeme und billige Ritschafahren verwöhnt den Ausländer in Ostasien sehr, kein Tag vergeht, an dem ich nicht meiner Satura-Jan — „Fräulein Rirschblüte“ — zurufe: „Kuruma wo yonde kudasai!“ („Bitte, hol mir eine Ritscha“).

Gedenktage für die Zeit vom 16. bis 31. Januar.

Es sind vergangen 50 Jahre am 18. Januar seit Geburt des Romanschriftstellers Karl Hans Strobl in Iglau (Bismarckromane).

Rätsel-Ede.

Austauschrätsel.

Ausgehend von einem im Frühling blühenden Strauch, dessen Buchstaben man in die Felder der ersten Zeile nebenstehender Figur setzt, soll man durch Veränderung des durch einen Punkt gekennzeichneten Buchstabens ein neues Wort bilden, dessen Bedeutung angegeben ist.

		•		
•				
				•
	•			
•				
				•

- Strauch
- Niederchlagsform
- Hornbildung
- Tiergruppe
- Menschenrasse
- Komponist
- Fluß in Bayern. L.

Literatur-Rätsel.

al, am, ben, den, der, die, fer, frau, ge, ge, gen, gril, ha, heim, hel, hekt, hil, hun, le, lei, len, li, mit, nar, ren, soll, sor, stil, u, und, und, weg.

In vorstehenden 34 Silben sind die Titel folgender Werke enthalten: 1. Titel eines Heftes der Zeitschrift „Der Sämänn“ von Biechmann, 2. Schauspiel von Bedefind, 3. Roman von Bonfels, 4. Schauspiel von Charlotte Birch-Pfeiffer, 5. Roman von El-Correi, 6. Roman von Freytag, 7. Roman von Sudermann, 8. Roman von Frenssen. Sind in dieser Weise die Silben richtig geordnet, so steckt in jedem Titel eine Silbe aus dem Anfang eines bekannten Studentenliedes von Mahmann. L.

Räffelsprung.

er									be
die	schnei	ist	voll	ti	will	peut	gro	o	zund
doll	wann	grüßt	der	schän	der	gra	jet	knoll	sollt
der	magd	und	as	mi	sche	daß	euch	sei	de
fisch	und	nes	wun	jo	die	ti	el	man	der
die	je	herr	mut	rosch	cha	des	ihr	spricht	der
sagt	ne	der	han	den	gen	mo	haf	knecht	schen
fast	wendt	ter	hip	li	ten	se	ge	der	gen
po	gen	chen	aus	cras	so	wahr	nig	teut	mat
den	und	po	sprach	und	acht	fich	bö	sa	sprach
mor	ja	fra	fran	es	ihr	we	ihm	thi	bo
wälsch	redt	fisch	er	gen	sein	di	spricht	er	daß
halb	gut	tein	und	zö	wann	tut	ren	na	es
la									fah

Silbernrätsel.

Aus folgenden 33 Silben sind 15 Wörter von angegebener Bedeutung zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, diese von unten nach oben gelesen, den Titel eines Romans von Strobl ergeben.

a, ac, bi, bisch, dau, do, dras, e, e, e, ei, en, er, gau, hä, i, i, lat, lo, ma, ne, ner, now, nu, ra, raab, rau, re, sa, sa, sa, sche, sel.

1. Ort an der Bahn Berlin—Stralsund, 2. Pflanze, 3. Gemüse-pflanze, 4. unehrlicher Mensch, 5. Baum, 6. Ort bei Berlin, 7. Pflanze, 8. Insel in der Florida-Strasse, 9. Hafenstadt in Vorderindien, 10. Land in Afrika, 11. weiblicher Eigenname, 12. Ort im Herzogtum Lauenburg, 13. weiblicher Eigenname, 14. Vierfüßler, 15. Nebenfluß der Donau. L.

Auflösung der Rätsel in Nr. 19.

Kreuzworträtsel: Von links nach rechts: 1. Profit Neujahr, 11. Base, 12. Isar, 13. Roete, 15. Suade, 16. Brigg, 19. Sache, 21. Orro, 22. Anha, 23. Neidnagel, 24. Nagel, 25. Mefru, 27. Mua, 29. Rot, 31. Palau, 33. Lat, 34. Onu, 36. Blau (Grau), 37. Jstin, 38. Schuls, 39. Lektor. Von oben nach unten: 1. Bit, 2. Oberon, 3. Satire, 4. Jegerim, 5. Le, 6. Ei, 7. Uffangu, 8. Jauche, 9. Aragal, 10. Rue, 14. (nicht 11) Ob, 17. Ire, 18. Godems, 19. Saarau, 20. Hal, 22. Marau, 24. Muma, 26. Ems, 28. Pol, 29. Rat, 30. Tag, 31. Paul, 32. Unze, 33. Tau, 35. Uff.

Kapselrätsel: Mein Lebenslauf ist Lieb und Lust.

Zahlenrätsel: 1 = m, 2 = a, 3 = u, 4 = e, 5 = r, 6 = ü, 7 = c, 8 = r, 9 = b, 10 = o, 11 = n, 12 = f, 13 = h, 14 = s, 15 = i, 16 = l, 17 = t, 18 = g, 19 = z. Müde bin ich, geh zur Ruh. Luise Henjel. L.